

Auf dem Deutschen Kunsthistorikertag 1965 in Ulm wurde zu den Pflichten des Denkmalpflegers ein entscheidender Leitsatz formuliert: *Ureigenste Aufgabe des Konservators ist es, das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und den Denkmälern in Ordnung zu bringen.* Ich habe bei meiner Amtseinführung am 2. Mai '77 in Stuttgart eben diesen Kernsatz aufgegriffen und ihn erneut in die Mitte des aktuellen denkmalpflegerischen Aufgabenfeldes gestellt. Die Begründung dafür liegt für jeden einigermaßen Erfahrenen offen auf der Hand: Es geht ganz schlicht um die Tatsache, daß eben zum gegenwärtigen Zeitpunkt der umfassendsten Eingriffe in unseren historischen Baubestand gleichzeitig ein ebenso umfassendes Informationsdefizit besteht von der Denkmalpflege zur Öffentlichkeit hin. Und man muß ergänzen: Zu einer Öffentlichkeit hin, die in einem vorher noch nie dagewesenen Ausmaß zu einem mitentscheidenden Faktor im Vollzug der Denkmalpflege geworden ist. Ich habe daher seinerzeit eine erheblich verstärkte Öffentlichkeitsarbeit als eine Kernaufgabe unseres Amtes herausgestellt. Dabei ist jedoch einiges mißverstanden worden.

Ich möchte es jedenfalls als eine erhebliche und vielleicht sogar gefährliche Fehleinschätzung benennen, wenn die Ursache für mitunter recht ausgeprägte Schwierigkeiten mit dem Vollzug der Denkmalpflege in diesem Land vordergründig nur bei den Konservatoren, nur in einem Informationsdefizit zur Öffentlichkeit hin gesehen wird und wenn nunmehr bürgerfreundliche Öffentlichkeitsarbeit – wie es heute so gängig heißt – verknüpft wird mit einer totalen Heilerwartung.

Wie diese Schwierigkeiten gemeinhin gesehen werden, das ist Ihnen bekannt durch griffige Schlagworte, angefangen vom «überzogenen Denkmalschutz», von der Verteidigungsmentalität der Denkmalpfleger, oder von der «Käseglocke des Musealen» und vom sog. «Recht der Gegenwart» bis hin zum Konservator als dem «Verhinderer der Nation», – wobei ich das Letztere dann gar nicht zurückweise, wenn es besagen soll, daß wir tatsächlich alles tun wollen, um zu verhindern, daß diese Kulturlandschaft weiterhin ihres geschichtlichen Bestandes entledigt wird!

Aber zurück zur Fehleinschätzung: Man sollte hier das Thema Öffentlichkeitsarbeit und auch ihre

Grenzen doch kurz ableuchten. Schließlich wäre es ja wohl eine Utopie, die wahlberechtigte Bevölkerung dieses Landes total zu Denkmalpflegern motivieren zu wollen. Man wird daher in aller Nüchternheit fragen müssen: Was kann Information sein und was kann sie leisten im Hinblick auf die zitierte, aktuelle Konfliktsituation.

Und im voraus wird man dazu auch noch sagen müssen, worin diese Konflikte überhaupt beruhen und wo sie z. T. sogar erheblich mehr sind – nämlich harte Konfrontationen.

Nach meiner bisherigen Erfahrung sind dazu drei Punkte zu benennen.

Punkt eins, das ist der Bereich täglicher und fast selbstverständlicher Konflikte, die ganz schlicht gesagt nichts anderes sind als ein sachbegründetes pro und contra im Widerstreit der Interessen, wo legitime Nutzungs- oder Kostenfragen an einem Althaus abzuwägen – und auch abzustreiten – sind mit den Forderungen der Denkmalpflege – mit einer Denkmalpflege, die ein Europa dieser Jahre und auch unser Land eben glaubt sich leisten zu sollen. Es geht also hier um Konflikte, die gar nicht aufgeheizt oder politisch instrumentiert werden müssen, denn das Metier Denkmalpflege ist hier weder gegenwarts- noch fortschrittsfeindlich, sondern ein höchst natürlicher Prozeß – nämlich die ganz legitime Auseinandersetzung zwischen Gegenwart und fortwirkender Vergangenheit.

Konfliktpunkt zwei, das ist nun allerdings eine tatsächlich weithin unbestreitbare Unwissenheit, ein echtes Informationsdefizit bei den Bürgern, das sich nunmehr Luft macht in unsicheren und rechtens auch kritischen Fragezeichen nach dem, was in unserem Land überhaupt als Denkmal zu gelten hat. Hier sind die Konservatoren eindeutig und längst fällig in die Pflicht genommen, nämlich mit der Aufgabe, endlich und umfassend dasjenige an Altbaubestand festzustellen und verständlich aufzuschlüsseln, was im Denkmalschutzjahr 1975 zunächst noch in pauschalpolitischer Bekundung und für jeden zunächst noch bekömmlich unter dem Stichwort «historisches Erbe» herausgestellt wurde, als die neuen und vor allem erweiterten Grundanliegen der Denkmalpflege.

Man tut gut daran, diese Vorgänge von damals nicht zu vergessen. Wenn heute von einem «überzogenen Denkmalschutz» die Rede ist, der sich in scheinbar übertriebener Weise auch um die Vielzahl der einfachen Altstadt Häuser und um Bauerngehöfte küm-

* Vortrag, gehalten bei den ESSLINGER TAGEN 1977 am 1. Oktober 1977.

merkt, so sollte man sich auch ins Gedächtnis rufen, daß dies alles keine Erfindung arbeitshungriger Konservatoren gewesen ist. Schließlich sind damals weite Teile der Öffentlichkeit spontan aufgetreten für die Erhaltung ihrer sichtbaren geschichtlichen Umwelt und dabei in erster Linie ja wohl für die historisch geprägte Hauslandschaft. Eben weil mit dem Abräumen Haus um Haus nicht nur Gestaltwerte und ästhetische Reizqualitäten verloren gegangen sind, sondern weit mehr, nämlich ein Baubestand mit offenbar unersetzlichen Qualitäten, ein Baubestand, der kurz gesagt das Umfeld ausmacht für die geschichtliche Orientierung des Menschen. Der bekannte Prozeß von Abbruch und Neubau hatte ein Ausmaß erreicht, in dem jedes natürliche Gleichgewicht zwischen Bewahren und Erneuern bereits gesprengt war.

Nun ist die Öffentlichkeit auch wiederum eine merkwürdig gesplante Kundschaft der Denkmalpflege. Der einsichtsvolle und zunächst applaudierte Dialog mit der Vergangenheit verliert erfahrungsgemäß dort seinen spontanen Impuls und gerät zumeist dort rasch ins Gegenteil, wo die Auseinandersetzung zwischen Gegenwart und Geschichte sozusagen hautnah wird, wo die zunächst eifrig mitvertretene Aufgabe der Denkmalerhaltung dann plötzlich vor der eigenen Haustüre steht, wo aus Bekundern über Nacht plötzlich Betroffene geworden sind – wo ein zunächst emotioneller Denkmaleifer plötzlich durchfärbt erscheint vom bekannten St.-Florians-Prinzip.

Immer wieder stellt sich die Hauptfrage: was wird in der aktuellen Konfliktsituation letztlich erreicht, wenn wir nunmehr endlich beginnen, die sog. Denkmälerlisten für dieses Land zu erarbeiten, um damit eine nachrichtliche Antwort zu geben auf die virulente Frage nach dem, was in unserer gebauten Umwelt unter Denkmalschutz steht, oder besser: was denkmalpflegerisch von Belang ist – und deshalb bei Veränderungen zu beachten sein wird?

Ich darf es vielleicht so sagen: Die Denkmälerlisten werden für die Bürger wie für die Behörden eine wichtige informative Basis sein für einen sachgerechten Vollzug des Gesetzes. Sie werden auch eine wichtige Möglichkeit sein, wenigstens auf dem gedruckten Papier das zu leisten, woran uns – und das ist wohl die deprimierendste Erfahrung hier – eine unerhörte Personalknappheit zeitlich ansonsten hindert: nämlich die «bürgernahe Mitteilbarkeit», wie es heißt.

Die Listen werden eine Voraussetzung sein, um von beiden Seiten – von Denkmalpflege und von betroffener Öffentlichkeit her – zunächst überhaupt über Denkmäler reden zu können. So werden uns diese

Denkmallisten denn auch dabei helfen, einige Scharten der letzten Jahre, wie sie etwa bei unseren Freunden in Gmindersdorf geschlagen wurden, wenigstens für die Zukunft wieder auszuwetzen. Über eines sollte man sich nicht hinwegtäuschen: Denkmäler werden nur dort erhalten, wo man sie erhalten will. Die datenfundierte Listeneintragung kann für dieses Wollen nur eine nachrichtliche Hilfe sein. Information und Listen können aber vor allem eines nicht leisten und nicht begründen: das Verständnis und die Wertschätzung des sog. Denkmals als Geschichtsdenkmal. Und genau an diesem Punkt liegt der Mangel in der Sache, wenn uns ein «überzogener Denkmalschutz» unterstellt wird!

Wir sollten uns dem Wesentlichen zuwenden, heißt es, nämlich den wichtigen Denkmälern; und das bedeutet im Klartext: Denkmalschutz wiederum nur für die Kunstdenkmäler, Rückfall in die Denkmalpflege der Großväterzeit. Ein derartig verblüffendes Ausmaß an Unwissenheit und an Vorbeireden an einem aktuellen Denkmalverständnis führt uns einmal mehr zu der Frage, was wir unter Kultur und Geschichte eigentlich verstehen – ein Dekorament nur, oder doch eine verpflichtende Grundqualität in allen Lebensbereichen. Für einen Weg, der hier im Sinne unseres historischen Baubestandes weiterführen kann, möchte ich dreierlei anmerken:

Zum einen werden die Konservatoren auch im Druck kritischer Herausforderung ihren Auftrag weiterhin wahrnehmen nach der Maßgabe des «historischen Erbes». Vor zehn Jahren konnte ein namhafter Kunsthistoriker noch behaupten, die Denkmalpflege sei eine institutionalisierte Repräsentation der Kunstfreunde: Denkmalpflege angesiedelt im Bereich der schönen Künste, zuständig für die Perlen der Bauwelt. Heute ist Denkmalpflege – zumindest ihrem Wesen nach – letztlich eine Verhaltensweise zur Geschichte.

Zum zweiten: Historische Stadtviertel und in ihnen die mehr oder minder anonymen Häuser, um die es heute in erster Linie geht, die vernachlässigt sind und daher zumeist rein vom Optischen her schon als entwertet gelten, sind in ihrer Bedeutung natürlich nicht ohne weiteres zu erschließen mit den eingefahrenen Wertmaßstäben kunstgeschichtlicher Prinzipalstücke und eines überholten Bildungsbegriffes. Die vielfältige historische Hauslandschaft im Stadtkern und im Dorf kann sich nicht selbst erklären in ihrem Denkmalwert, d. h. man wird sie – und das ist eine der wichtigsten Aufgaben auch der Heimatforschung und der historischen Heimatverbände! – erläutern und darstellen müssen in ihrem geschichtlichen Aussage- und Erfahrungswert, den sie leisten im persönlichen Zusammenhang eines Ortes oder

eines Straßenzuges, eben als ein Stück oder auch nur als ein Mosaiksteinchen eigener örtlich-urbaner Geschichte.

Und zum dritten: Selbst wenn wir dies zu leisten in der Lage sein werden: ein konstruktives Denkmalverständnis, d. h. ein tragfähiger Wille zur Denkmalerhaltung wird nur dort zu erwirken sein, wo er sich gründen kann auf ein geschichtliches Bewußtsein. Oder man müßte es genauer wohl so benennen: Wo sich dieser Wille erwirken läßt aus der geschichtlichen Dimension im modernen Bewußtsein. Genau an diesem Punkt stehen wir allerdings in der Frage und im Soll – aber eben nicht nur die Denkmalpflege, sondern insgesamt unsere Gesellschaft. Es stimmt in diesem Zusammenhang zumindest nachdenklich, wenn die gleichen Instanzen, die hier letztlich verantwortlich sind und als Bewahrer unserer Denkmäler auftreten, auf weitgehende Verkürzung oder Abschaffung der Geschichte in Schulen und Universitäten hinarbeiten, bzw. auf deren Umwandlung in Sozialkunde oder ähnliches. – Das Problem wird gesehen – aber mit welcher Optik? So gibt es in diesen Wochen den Plan, an den Straßen Schilder aufzustellen, mit denen auf Denkmäler hingewiesen wird, um damit auch den letzten Otto Normalverbraucher zu den Denkmälern hinzuführen und ihn für die Denkmalpflege zu gewinnen. Ich bin hier ganz unmißverständlich nicht mit von der Partie, d. h. ich bin der Meinung, daß der Weg zu Denkmälern weiter ist als nur ein kurzes Abzweigen von der Urlaubsrouten oder eine Spritztour zur Sehenswürdigkeit. Und selbst wenn es ketzerisch klingt und taktisch unklug ist: auch in der Veröffentlichung der Denkmäler gibt es Grenzen!

Doch zu den aktuellen Erfahrungen aus der Praxis! Das ist zugleich die Frage nach der konkreten denkmalpflegerischen Großwetterlage, die heute üblicherweise gemessen wird im Rückblick auf die neuen Weichenstellungen des Denkmalschutzjahres 1975. Was hat sich seitdem Entscheidenes ergeben, was hat sich gewandelt? Und hier wird nun selbst eine überkritische Diagnose nicht jene Erfolge wegdiskutieren können, die inzwischen ein Faktum sind.

Allem voran stehen wohl die Ergebnisse in einigen der historisch geprägten Städte unseres Landes; Ergebnisse einer exemplarischen Anstrengung, mit denen diese Städte eine wohl letzte Chance zur erhaltenden Sanierung spontan aufgegriffen haben. Man wird hier rechtens gerade die Stadt Esslingen beispielhaft erwähnen müssen. Ich habe inzwischen aber auch die Erfahrung gemacht, daß es hierzulande gut ist, Vorurteile immer gleich mit einzukalkulieren, und so vermeldete ich mit der Stadt Ettlingen

eine beispielhafte Sanierung auch aus dem Badischen.

Man wird aber auch so vieles andere nicht unterschlagen dürfen: Die hochdotierten Programm- und Finanzhilfen des Landes etwa, oder die engagierten Klimmzüge so mancher anonym gebliebener Hausbesitzer um die Wiedergewinnung einer Fachwerk-schönheit im Ortsbild.

Und vielleicht sollte man ausdrücklich auch einmal die Schloß- und Burgenbesitzer erwähnen, die mit oder ohne Denkmalschutzjahr von jeher und ohne Schlagzeilen ihr altes Gemäuer instandhalten mit einem schier selbstlosen Idealismus, der manchmal schon an der Grenze zum Bankrott liegt. Hier werden Denkmäler als Wertfaktoren in unserer Umwelt erhalten mit einem extremen Selbsteinsatz und mit einer tiefempfundenen Identifikation, die einem Eigenheimbesitzer heutigen Schlages in seinem üblich gewordenen Anspruch auf Kultur bei seinem sonntäglichen Kaffeeausflug wohl immer fremd bleiben werden. Vieles wurde wohl überhaupt nur erreicht dadurch, daß Einzelpersonen ständig als Motor wirksam waren, wobei ich beispielhaft für die örtliche Situation in Esslingen nur die Namen OTTO BORST und WALTER SUPPER nennen möchte, die ein ständiges Arbeiten im Sinne der Denkmalpflege und dieser Altstadt betreiben, das ohne großes Schellengebimmel vor sich geht und vielleicht gerade deswegen um so effektiver ist.

All dies wird freilich über die andere Erfahrung nicht hinwegtäuschen dürfen: Die Denkmälerbedrohung ist geblieben; aber auch hier hat sich zum Teil etwas gewandelt. Man könnte es vorweg so resümieren: Die Denkmalgefährdung geschieht heutzutage zumeist langfristiger, sie ist auch weiträumiger dimensioniert und verspannt (denken Sie nur an den Begriff des Ensembles); und der Denkmalverlust vollzieht sich zumeist unauffälliger – ich meine damit aber nicht den Giebeleinsturz der «Krone» in Welzheim – oder wenn Sie so wollen: Er wirkt humaner. Rufen wir uns für ein erstes Beispiel jenen Problemkreis ins Gedächtnis, der mit Pate gestanden hat, als das Denkmalschutzjahr 1975 eingeläutet wurde, nämlich das Problem der modernen Architektur. Weite Teile der Öffentlichkeit sind damals unter diesem Aspekt für das «historische Erbe» in die Schranken getreten, motiviert durch das Unbehagen an der heutigen Bauproduktion. Oder besser: an der Art und Weise, mit der Neubauten nach dem technisch-industriellen Bauprinzip im weithin monotonen Schachtelformat und als reine Funktionsgehäuse in die Gegend gesetzt wurden und an die Stelle des alten getreten sind. (Der Ausdruck «Funktionsgehäuse» stammt nicht von mir, sondern

von namhaften Architekten, die sich in Stuttgart beim Wettbewerb für die Staatsgalerie um einen ersten Preis bemühten.) Die Denkmalpflege hat diese Emotionen damals aufgegriffen und unterstützt, mit Recht, so schien es, um überhaupt auf den radikalen Veränderungsprozeß in unserer historischen Baulandschaft aufmerksam zu machen. Oder wie man wohl sagen muß: auf den größten Denkmälerumtrieb aller Zeiten.

Es war damals ein Leichtes, Denkmalpflege attraktiv aufzuwerten und die neuen Architekten zu markieren als die plakativen Feindbilder baulicher Umweltqualität. Fachwerkfassaden und Barockschnörkel wurden herausgestellt als die humane Alternative zu einer pauschal verdamnten Gegenwartsarchitektur. Der offensichtliche Verlust an Gestaltqualität und an Gestalt-Individualität wurde zu einem eingängigen und vielleicht auch allzu eingängigen Agens für den Denkmaltrend dieser Jahre. Heute wage ich die vielleicht überzogen wirkende, aber doch eindeutige Feststellung, daß sich dieses rein gestalterisch begründete Unbehagen als vordergründiges Motiv für ein neues Denkmalbewußtsein doch als schlechter Partner der Denkmalpflege erwiesen hat.

Das Ausmaß des baulichen Veränderungsprozesses ist nämlich geblieben. Niedrigere Abbruchzahlen waren – wo es sie überhaupt gegeben hat – nur die Folge wirtschaftlicher Rezessionen. Im übrigen aber haben Bauherren und Architekten und zuweilen auch die Bauverwaltung rasch die anfällige Grundnatur des ästhetischen Unbehagens und der Gestaltwelle erkannt – und sich darauf auch eingespielt. Das heißt im Klartext: Abgeräumt wird auch weiterhin, aber der Neubau wird nun nicht mehr um jeden Preis ein Skelettbau sein oder eine Schicht-Pastete aus Beton, Glas und Stahl, sondern ein vorgegebener Mauerbau, aus Beton zwar, aber in Sandsteinverkleidung mit Giebeln und aufgeklebten Fenstersprossen, mit Dachvorsprüngen und all den simplen Details, mit denen man immer noch glaubt, Altstadt neu bauen zu können.

Selbst Kaufhäuser geben sich längst nicht mehr als Giganten, die bisher jeden Altstadtmaßstab gesprengt haben. Sie werden vielmehr durchgeknetet und optisch geschrumpft durch kleinmaßstäbliche Pflichtübungen. Mit einer gestaltfreundlichen Maskerade werden jene Probleme zugebuttert, die weit aus tiefgreifender sind und langfristig jeden historischen Ortskern bedrohen können, wo großräumige Einrichtungen dieser Art überhandnehmen: Nämlich der Eingriff in die eigentümliche Nutzungsstruktur und in das Parzellegefüge historischer Ortskerne, oder die Magnetwirkung für den Indivi-

dualverkehr, die Folgen für ein ausgewogenes Wirtschafts- und Sozialgefüge, die Folgen auch für ein teureres Wohnen (das nicht selten dann ausartet zum Luxusghetto); und insgesamt vor allem die fragwürdigen Auswirkungen aller cityartigen Einrichtungen für den Einzelhandel und für den Mittelstand, die unabdingbar lebensfähige Bestandteile eines jeden historischen Stadtkernes sein müssen, der sich funktionsgerecht als Altstadt innerhalb einer Gesamtstadt behaupten soll.

Was ich hier andeuten will: Die bloße Rücksichtnahme auf Gestaltfreundlichkeit, die sogenannte Stadtbildpflege, um die es hier geht, ist weithin die sicherste Position im Thema Altstadt, krisensicher und marktbeherrschend.

Wo die Baudenkmäler nicht als Zeugnisse aus der Geschichte und nicht als Substanzabhängige, als original sprechende Belege aus der Vergangenheit verstanden werden, sondern nur als ästhetische Reizqualitäten, dort haben wir im Grund keine Probleme mit der Altstadt: wir brechen ab und bauen es genauso wieder hin, – vielleicht sogar noch schöner als vorher. Von der Gestalt her ist heute alles machbar!

Nun soll hier auch wiederum kein Generalverdikt gegen das Kopieren in der Baudenkmalpflege ausgesprochen werden. Es gibt immer wieder auch Fälle, wo das kopierende Ergänzen und der kopierende Ersatzbau tatsächlich die letzten Auswege sind, um etwa das wichtige Erscheinungsbild eines historischen Straßenzuges geschlossen zu erhalten. Wo dieses Rekonstruieren und wo der Neubau als Kopie allerdings dann Schule machen, sozusagen zur Methode werden und ganz generell zum bequemen Ausweg, um die zumeist schwierige Altbauerhaltung zu umgehen, dort entsteht mit den altertümelnden Neubauten zwar wieder eine Art Altstadt, aber eben nur als Faksimileausgabe, und man wird mit MAX FRISCH konstatieren müssen: *es ist natürlich möglich, Eisenbeton zu tarnen mit Sandsteinquadern, mit gotischen Bögen und mit Erkerlein wie aus dem Mittelalter; aber was dabei herauskommt ist ja wohl so, daß kein Negersoldat auf Urlaub derlei noch für altes Europa hält.* In der breiten Öffentlichkeit und für den naiven Hausbesitzer sind diese Gesichtspunkte nicht immer und nicht ohne weiteres einsichtig zu machen. Für die Bedeutung der originalen, historischen Bausubstanz gibt es überdies keinen Marktwert, wie wir ihn etwa vom Antiquitätshandel her kennen. Diese Bedeutung ist allerdings dennoch unbestreitbar; denn was heute allerdings mit Atmosphäre als Qualität der Altstadt umschrieben wird, mit Milieu, mit Ausdrucks- und Erlebniswert historischer Stadtviertel, das ist im hohem Maß doch abhängig vom

Vorhandensein überkommener, geschichtlich sprechender Bausubstanz, die es uns zudem überhaupt ja erst erlaubt, von Altstadt zu reden.

Mit dieser Praxis hängt es weithin zusammen, wenn das Thema Altstadt für einen aggressiven Denkmalpflegevortrag kein Zugpferd mehr ist.

Im Gegenteil: was heute Probleme mit der Altstadt aufwirft, ist nicht mehr so sehr die Vernachlässigung der Altstadt, sondern eher der umgekehrte Sachverhalt, d. h. jenes Maß an betriebsamer Altstadtaufwertung, das förmlich auswächst zu einer Art Bedarfserweckung für Altstadt. Die Stadt Esslingen, die seit langem eine mühevoll und vorbildlich behutsame Stadtreparatur betreibt, wird es verstehen, wenn wir dort und da im Land neuerdings kritisch werden gegenüber jenen Sanierungsplannungen, die mehr oder minder abgestellt sind auf die Optik eines raschen Erfolges. Das heißt: Man ist kritisch geworden dort, wo nicht die Reparatur und nicht das leistungsfähige Gleichgewicht des gesamten Stadtkerns als Anliegen im Vordergrund stehen, sondern wo in erster Linie sozusagen die Schokoladenseite geputzt wird und wo vor allem die Aktivitäten das Feld beherrschen; wo etwa Fassadenwettbewerbe im Mittelpunkt stehen und Fußgängerzonen. Man müßte fast sagen: wo das soziale Bankkonto einer Altstadt ganz einfach überzogen wird in der Zielrichtung «beste Geschäftslage» und «Volksfest der Attraktivitäten».

Um nur bei den Fußgängerzonen zu bleiben, die heute das Kernstück jeder Sanierungsplanung und dabei schon fast so etwas wie ein Ideologiefall geworden sind: Niemand wird die vereinzelte Notwendigkeit von Sperrbereichen im Stadtkern bestreiten. Der schnelle Erfolg, der sich mit Fußgängerzonen für den Teilbereich einer Stadt einstellt, ist zudem bestechend. Aber eben nur für einen Teilbereich! Und hier erhebt sich für uns dann die Frage, was mit den übrigen Zonen, mit den Nebenbereichen, im Kontext einer historischen Stadt geschieht, wenn der Verkehr aus der Hauptstraße herausgezogen und in die Nebengassen hineingedrückt wird, die dann entweder aufgebrochen und ausgebaut werden zu Umgehungsstraßen, auf Kosten auch der historischen Bausubstanz. Oder sie werden vollends zu Schattenzonen der Investitionsbereitschaft und des großen Konsums in den Fußgängerzonen. Dort wird sich die Geschäftslage verbessern; aber neue Verkaufs- und Lagerflächen werden notwendig, die sich krebsartig hineinfressen in die anschließenden Wohngebiete: mit asphaltierten Parkplätzen, mit Laderampen, mit Müllcontainern und Kistenstapeln. Und letztendlich dort dann immer wieder die Frage an die Wohnqualität in der histori-

schen Hauslandschaft, deren Existenz zwar nicht von heute auf morgen, aber langfristig dafür um so gewisser auf den Absterbeetat geraten kann.

Es stimmt letztlich ganz einfach nachdenklich, wenn dort und da die Fußgängerzonen eingerichtet und instrumentiert werden mit Grün und mit Bächlein, mit Pflanztrögen von der Stange und mit Spielzeug, als wäre die Altstadt sich selbst nicht mehr genug, sondern nur noch die heimelige Staffage für den Auftrieb moderner Unterhaltungs- und Konsumlandschaften.

Vielleicht wäre hier nur eine einzige Frage zu stellen, nämlich: warum bleibt die Anlage von Fußgängerzonen zumeist nur auf die Geschäftszentren beschränkt?

Nun wird man eines sicher als Positives zu registrieren haben: In den letzten Jahren ist endlich der Aufstand gegen die üble Praxis der «autogerechten Stadt» passiert. Was aber auch weiterhin noch droht, das ist das Übel der raschen wirtschaftlichen Erfolgsbilanz, der wirtschaftlichen Überfrachtung historischer Stadtkerne mit cityartigen Verkaufs- und Büroeinrichtungen, die sich erfahrungsgemäß als dynamischer Prozeß weiterentwickeln und von der Nutzung wie vom Baulichen her oft genug dann jeden Maßstab sprengen – oder sie gehen an sich selbst zu Grunde, wie in Göppingen kürzlich der Bankrott eines Kaufhauses gezeigt hat.

Aber erlauben Sie noch eine Rückfrage zur «autogerechten Stadt»: Haben wir dieses Problem wirklich gelöst – oder nur verlagert?

In Öhringen hat man im Laufe der letzten Jahre in der Innenstadt eine merkliche Verkehrsberuhigung erreicht. Die Entlastung führt nun durch die Karls-Vorstadt des 18. Jahrhunderts. Ein beachtliches klassizistisches Haus stand im Weg und wurde abgeräumt. Ein einziges Haus nur, wird gesagt; aber immerhin ein unverzichtbares Kettenglied im Bauensemble der Karls-Vorstadt, die zu den eindrucksvollsten städtebaulichen Leistungen des 18. Jahrhunderts gerechnet werden darf bzw. durfte.

Neue Verkehrszahlen lassen zudem die Frage offen, ob diese neue Straßenführung überhaupt notwendig war. – So werden m. E. Konflikte zwar beseitigt aber nicht gelöst. Beispiele wie Öhringen weisen allerdings hin auf eine erhebliche Gefahr: Wir sehen die Probleme zumeist erst dort, wo der Abbruch droht, d. h. wenn es zu spät ist. Hier gilt die banale Erfahrung, daß gerade in der Denkmalpflege Ursache und Wirkung oft unendlich weit auseinander liegen.

Ich belege diese Erfahrung hier nur an einem Beispiel aus dem Sektor Straßenverkehr, einem Beispiel, das zugleich das extrem breite Problemfeld

veranschaulicht, in dem das Sein oder Nichtsein historischen Baubestandes heute verankert ist: Bis vor wenigen Jahren war die Stadt Blaubeuren für jeden Denkmalpfleger noch immer zuerst der Ort und das Restaurierungsproblem eines weitberühmten Altares. Heute steht – für uns jedenfalls – mit Blaubeuren etwas ganz anderes im Vordergrund, nämlich die Existenzfrage einer historischen Stadt. Beklemmend dort die Szenerie auf der Ortsdurchfahrt: Tonnen-schwere Betonlaster, die aus den nahen Zementwerken seit Jahren – und nunmehr zunehmend – ihren dröhnenden Weg nehmen. Sie stellen in diesem Kernbereich jedes urbane Leben in Frage, – jedes Wohnen, Einkaufen und Verweilen; der Fußgängersteig ist z. T. nur mehr einen halben Meter breit. Die Folgen sind abzusehen: Die Investitionsbereitschaft erlahmt, d. h. das bürgerliche Leben ebenso wie die historische Baulandschaft ist nicht nur durch die Erschütterungen bedroht.

Es gibt eine Verkehrsplanung, die eine Umleitung in die Randbereiche der Altstadt vorsieht. Verluste am historischen Baubestand und wiederum Probleme für die Bewohner werden die Folge sein.

Die große Umgehung – und damit die eigentliche Entlastung – ist eine finanzielle Frage in einer Dimension, die mit Mehrkosten nichts mehr zu tun hat, sondern weitaus alle bisherigen Kostenschätzungen für Zwischenlösungen übersteigt.

Welchen Stellenwert hat das sog. historische Erbe; was lassen wir uns derlei kosten? Ist Blaubeuren wirklich nur der Hochaltar?

Es kann sein, daß eines Tages die große Umgehung kommt, und sie wird dann fragwürdig sein, wenn Zwischenlösungen bereits ihre Schneisen in die Stadt gefressen haben, wenn das Ganze dieser Stadtstruktur und Stadtpersönlichkeit bereits angeschlagen oder aufgebrochen – und Blaubeuren wirklich nurmehr eine Touristenattraktion ist: Nämlich Altar und Blautopf!

Wo nun vom Langfristigen und vom Humanen der Denkmälerbedrohung die Rede ist, dort wird man eine Erfahrung noch anmerken müssen, die allerdings im Grunde deprimierend ist bis an die Knochen. Die mittlerweile gut einstudierte Großaufgabe der Altstadtrettung soll damit nicht verwässert werden. Aber es ist nun heute eindeutig so, daß gegenwärtig nichts so sehr einem ständigen und unerhört raschen Veränderungsdruck ausgesetzt ist wie der ländliche Raum – angefangen von den Kleinstädten, von den Märkten und Dörfern bis hin zu den ländlichen Siedlungsstrukturen im Einzelhof.

Gerade die grundsätzliche Umstrukturierung und die Rationalisierung im Betrieb der Landwirtschaft, das Aussiedeln usw. bringt nicht nur prachtvolle

Bauerngehöfte, sondern ganze Dörfer in ihrem charakteristischen kulturlandschaftlichen Gepräge, in ihrer Identität Zug um Zug auf den Absterbe-Etat. Rings um den Kirchturm fallen Tag für Tag die kennzeichnenden, die markanten und genauso die bescheidenen, individuellen Hausgesichter einem meist falsch geleiteten, vielfach auch noch finanziell geförderten Drang zur Verstädterung zum Opfer. Der Straßenverkehr spielt dabei nicht selten eine entscheidende Rolle: Es fällt zunächst nicht auf, wenn dörfliche Straßen nach der Normenbrille der Verkehrs-Technokraten ausgebaut und umgewandelt werden zu schnurgerade geführten Asphaltbahnen mit Verkehrsinseln, mit kantigen Bordsteinen und sauberen Fußgängersteigen. Das vormem weiche Relief dörflicher Straßenräume wird ersetzt durch einen Pistenperfektionismus, der zumeist dann auch ein entscheidender Ansatz ist für den Prozeß einer unaufhaltsamen und tödlichen Verstädterung, der sich vom Asphalt aus weiterfrißt auf dem Weg der sog. Altbaumodernisierung, deren Ergebnisse inzwischen ja überall abzulesen sind: Modernisierung vor allem im Sinne der Ideologie des Pflegeleichten – angefangen von der Verkleidung der Bauschäden durch Asbestzementplatten oder durch industrielle Sockelriemchen, dann die Aluminium-Türen und die Glasbausteine, bis hin zu den abwaschbaren Plastikzäunen und bis hin zu jenen Ganzscheibenfenstern, die bekanntlich pflegeleicht sind nach den Prinzipien von Frau Saubermann, die auch im 90-Minuten-Takt eingesetzt werden können – die an den alten Häusern aber aussehen wie ausgestochene Augen.

Der ganze ungesteuerte und manchmal auch programmierte, ja geförderte Modernisierungsprozeß ist weithin eine fortlaufende «Zerstörung ohne Abbruch», die uns zumeist allerdings erst dann aufschreckt, wenn als logischer Endpunkt dieser Entwicklung schließlich dann der maßstabsprengende und kahle Neubau etwa eines Kaufhauses auf der Bildfläche erscheint.

Bekannt ist nur das Schlagwort von der *Unwirtlichkeit* unserer Städte; es geht heute aber mindest so sehr um die Unkenntlichkeit unserer Dörfer, die nicht das Opfer denkmalfeindlicher Zerstörung, sondern das Ergebnis einer schleichenden Verfremdung werden.

Zwei abschließende Beispiele mögen jenes Bild abrunden, das zwar durchaus keine denkmalfeindliche Gesellschaft verzeichnet, um so mehr aber jene Sachzwänge, die langfristig wachsen und dafür in der Denkmälerbedrohung um so hartnäckiger sind.

Zum einen: die Kirchen. Natürlich werden heute

keine historischen Kirchen abgebrochen, um etwa einem Konzernpalast Platz zu machen oder einem Konsumzentrum. Aber irgendwann tauchen die bekannten Nutzungsfragen auch hier auf, vor allem im Zusammenhang mit dem Wandel in der Bevölkerungsstruktur, dem Stadt und Land ausgesetzt sind: in der Stadt werden die Kirchen z. T. überzählig, in aufgewerteten Landorten werden sie zu klein.

Gerade im letzteren Fall ist man vereinzelt dann einen sehr problematischen Weg gegangen: Man baut eine neue Kirche, die größer ist, zudem liturgisch betriebssicher; und man baut sie samt Gemeindezentrum weitab von der alten Kirche – um gleich was Richtiges zu haben! –, anstatt das Alte zu erweitern und einzubinden in die Aufgaben des Neuen. Ungenutzte Kirchen sind eine schier unlösbare Erhaltungsaufgabe.

Und nicht anders sind die Nutzungsprobleme zu sehen, die sich aus der Gebietsreform ergeben; die alten Rathäuser vor allem, die zu klein oder zu groß sind – oder eben auch überflüssig – und dann leerstehen. Sie sind von der Bedeutung wie von der Nutzung her aus der Verankerung gelöst, werden zum Treibgut und damit rasch zum Abbruchobjekt, wo andere Interessen inzwischen schon auf grünes Licht warten, etwa der längst angestrebte Verkehrsausbau im Ort. Der Trend, selbst in kleinen Landgemeinden, von der Ortsmitte an den Rand und dort in das Eigenheim im verkehrsrühigen Neubaugebiet auszusiedeln, erhält damit zumeist den ent-

scheidenden Impuls. Der historische Baubestand im Ortskern verliert seine tragfähige Nutzung und jede Investitionsbereitschaft. Vom Konservator wird in solchen Fällen dann lediglich noch verlangt, daß er sich realistisch und abbruchfreundlich verhält vor leerstehenden, baufälligen Althäusern, die aber eben vor allem aus solchen Gegebenheiten heraus zum Opfer eines «überzogenen Denkmalschutzes» gemacht wurden.

Hätte ich in den letzten Wochen aus Gesprächen mit den Kirchen, mit den Landwirtschaftsämtern und überhaupt mit der für uns heute so wichtigen Planungsebene nicht auch die erfreuliche Erfahrung zur offenen Bereitschaft für eine koordinierte Beachtung all dieser Probleme machen können – es wäre vieles hier nicht im Tonfall eines klimafreundlichen Berichtes ausgefallen.

Es ist die Frage, welche Rolle der geschichtlichen Dimension in der Umwelt und im modernen Bewußtsein beigemessen wird. Es wäre gefährlich, so meine ich, nur von der Gegenwart her die Zukunft sehen und bestreiten zu wollen. Wir handeln bekanntlich in erster Linie aus Erfahrung und dabei nicht zuletzt aus jener Erfahrung, die uns die Geschichte vermittelt – gerade auch die Geschichte in ihren originalen und untrüglichen Zeugnissen, die wir Denkmäler nennen. In dieser Einschätzung von Geschichte als fortwirkende Vergangenheit liegt jedenfalls der Sinn dessen, was wir unter dem überholten Begriff Denkmalpflege zu leisten versuchen.

Konstruktives über durchbrochene gotische Turmhelme

Rudolf Lempp

Mit Zeichnungen von *Hannes Mayer*

Der Helm des Münsters in Freiburg im Breisgau (14. Jahrh.).

Seine vertikalen Tragrippen zeigen eine deutlich sichtbare Bauchung nach außen. Wie wirkt sich dies konstruktiv aus? Der schräge Schub dieser Rippen wird auf ihre ganze Länge verteilt, so daß am Fuße des Helms verringerte Horizontalkräfte zu bewältigen sind. Da jedoch die Bauchung der Vertikalrippen sich leicht vergrößern könnte, so daß die Gefahr der Ausknickung bestünde, hat der Baumeister,

soweit von unten zu beurteilen, offenbar in jedem Feld, also in jede Horizontalrippe, einen eisernen Ringanker eingelegt. Er nimmt damit in jedem Feld den dort vorhandenen kleinen Seitenschub auf, so daß der starke Schub am Fuße des großen Helms entlastet ist. Dieser hätte sonst mit dem Druck des Ankers auf den Stein bedenklich werden können. Ein Ausknicken der Streben nach innen oder den Seiten verhindern die horizontalen Rippen und das eingefügte Maßwerk.